

**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 2 (1907-1908)

**Heft:** 22

**Rubrik:** Umschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Umschau

**Vom Lötterlen.** Es ist jahraus jahrein ein federfragendes, zeilenhäufendes, eifervolles Verzeichnen der törichten und natürlich vor allem der durchaus überwiegenden klugen Regungen der Zeit, unserer P. P. Zeit. Aber der im Betrachtungswinkel ruhsam Zukuckende mag sich etwa wundern, wie lange in gewisser Richtung höchst kennzeichnende Notizen sich mehren können, bis ihr symptomatischer Gehalt nach seinem vollen Gewicht erkannt und mit Schärfe ausgesprochen wird. So vermissen wir das allgemeine Gefühl im Lande oder doch dessen Bekenntnis, daß eine trübe Hochflut des Lötterlens über uns gekommen ist und zum schweren Schaden des Volkes wegschwemmt, was an gesundem Urteil über dieses Glücksspiel gewonnen zu sein schien. Für alles und jedes, Kleines und Großes, ganz, halb und gar nicht Notwendiges, Weltliches und keineswegs Transzendentes, für Zwecke buntester Mannigfaltigkeit wird wieder die gefällige Lotterie aufgeboten, ohne weiteres oder nach zögerndem Besinnen, mit naiver Lust, oder, was sich keineswegs besser macht, mit entschuldigenden Formeln. Die Lose schwirren herum, Papierchen in allen Farben; rosige Zeitungsartikelfchen preisen sie lächelnd an, und derweil die Lockung vom fürtrefflichen Zweck spricht, schürt sie die dunkle Glut der Gier nach Zufallsgewinn. Man hat diese Irrung in Phantasie und wirtschaftlichem Denken früher, in einer vorangegangenen Periode, wichtiger genommen, hat sich ihrer Zurückdämmung gefreut und sich einiges darauf zu gute getan, gewisse große Lotterien, wie das Ausland sie kennt, nicht zu besitzen. Es liegt aber bereits kein Grund mehr vor, das Übel klein zu glauben. Wir stecken vielmehr wieder mitten drin in einem Betrieb des Lötterlens, der entschiedenste Schädigungen am Volksggeist gewährleistet. Die heiteren,

festlichen Mäntelchen, die man von Fall zu Fall der Sache anzulegen liebt, und der begrenzt-lokale Charakter der Mehrzahl dieser Finanzierungen helfen über die faule Tatsache nicht weg; die sehr vielen Wenig geben ein sehr starkes Viel. Und am Ende ist der Kasus überhaupt nicht nur mathematisch zu nehmen, und bedeutet der Einzelfall allein schon moralisch das Ganze. Man möchte eingeschlafene Einsicht wieder wachrufen; sie soll belieben die Augen zu reiben und zum Rechten zu sehen. F.

**Berner Musikleben.** Konzert der Liedertafel. In sonntäglicher Morgenstunde, wenn die Sonne so strahlend durch die hohen Kreuzbogenfenster scheint, im weiten Raum des Münsters zu sitzen und in stiller Freude auf den kraftvollen und doch so weichen Klang eines Männerchors zu lauschen, — die Berner Liedertafel verschaffte uns diesen Genuß. Als Ausklang der Vereinstätigkeit des Winters hatte die Liedertafel dieses Konzert veranstaltet. Ein festliches Vorspiel in D-dur für Orgel von C. Munzinger leitete mit seiner machtvollen Feierlichkeit das Konzert ein. Die Chöre hatten meist ältere Meister, denen man selten auf Konzertprogrammen begegnet, zu Komponisten: Praetorius mit seinem frischen, lebendigen Chore „Wachet auf!“, Kreuzer mit den interessanten Hymnen „Nachts“ und „Märznacht“, die den schlechten Ruf, in den ihr Urheber gekommen, durchaus nicht rechtfertigen, Hubert Wächter mit einem Madrigal und Cornelius mit dem grandios sich aufbauenden neunstimmigen Chor „Der alte Soldat“. All diese Chorwerke erfuhren durch die Liedertafel eine sehr exakte, gut einstudierte Wiedergabe. Herr Walter Dörs aus Murten sang mit ausdruckslosem Vortrag und noch unfertiger Stimmführung ein Rezitativ und

Arioso aus Mendelssohns Elias und den unbedeutenden Psalm 23 von Othmar Schoek. Erwähnt sei noch das wundervolle „Ave Maria“ aus op. 80 von Max Reger, das Professor Heß mit bekannter Meisterschaft vortrug. G. Z.

— I. Symphonie-Konzert im Kursaal Schänzli. Die Kursaalverwaltung hat selbst bei dem kühnen Beginnen, auf dem Schänzli im Sommer Symphoniekonzerte zu veranstalten, Glück gehabt. Die Unkenrufe, die Kursaal und Symphonie als unerreichbare Begriffe bezeichneten, sind im Unrecht geblieben: Das erste Konzert hat bereits reichen Zuspruch von Seiten des Publikums erfahren. Das Programm bestund aus: Symphonie C-dur von Beethoven, Suite aus „Castor und Pollux“ von Rameau, die zweite Leonoren-Duvertüre von Beethoven. Wenn auch die Darbietungen des Orchesters schon wegen der schwachen Besetzung mit den winterlichen Symphoniekonzerten nicht verglichen werden dürfen, so hat doch Herr Kapellmeister A. Pick für eine würdige und stilgerechte Aufführung dieser Werke Sorge getragen. Als Solistin hörten wir Frau Paula Weinbaum aus Berlin, die mit prachtvoller und gut geschulter Stimme die Arie der Andromache aus „Achilleus“ von Max Bruch zum Vortrag brachte und sich darin als feinfühligste Künstlerin erwies. Dem Stimmungsgehalte weniger entsprechend war der Vortrag zweier Lieder: „Der Tod und das Mädchen“ von Schubert, sowie „Weglas Gesang“ von Hugo Wolf. Daran mag auch die wenig sorgfältige Orchesterbegleitung Schuld getragen haben. E. H—n.

**Basler Musikleben.** Nach dem glanzvollen Abschluß der eigentlichen Saison durch das großartige, ganz vom Geiste Bayreuths erfüllte letzte populäre Orchesterkonzert gab es noch einen hochbedeutenden Extragenuß, als Richard Strauß vor das den großen Musiksaal bis auf den letzten Platz füllende Publikum trat, um ihm als Leiter des Berliner philharmonischen Orchesters eine Reihe aus-

erlesener Genüsse zu bieten. Trotzdem in dieser Künstlervereinigung die Streichinstrumente nicht allzu stark besetzt sind, so verdient deren Ensemble, dank seinen ausgezeichneten Einzelkräften, doch das Prädikat vorzüglich; ebenso virtuos sind die Blasinstrumente besetzt, deren edle Klangfülle nirgends, auch nicht bei den heftigsten Fortissimo-Stellen, eine Beimischung von Brutalität erhält. In dieser Hinsicht ganz besonders hervorragend war die Wiedergabe des „Meistersinger“-Vorspiels; daß auch die übrigen Darbietungen Virtuosenleistungen ersten Ranges repräsentierten, bedarf im Hinblick auf die Vortrefflichkeit der Konzertanten und ihres nicht nur als Komponist, sondern in mindestens gleichem Grade auch als Dirigent genialen Meisters keiner Bestätigung. Es gelangten noch zum Vortrag das Bacchanal aus der Pariser „Tannhäuser“-Bearbeitung, die Duvertüre zu „Benvenuto Cellini“ von Berlioz, „Till Eulenspiegels lustige Streiche“ von Richard Strauß, ein Stück, dessen Interpretation unter Leitung seines Komponisten wohl das Hauptinteresse auf sich zog, sowie Beethovens achte Symphonie (F-dur), die sich allerdings eine so individuelle Färbung gefallen lassen mußte, daß sie mehr als einen Hörer wie ein ganz modernes Werk angemetet haben mag, in dem er die alt vertrauten Züge kaum wiedererkannte; jedenfalls aber legte der Vortrag überall Zeugnis von dem eminenten Geiste ab, der allem, was Richard Strauß anpaßt, ein unvergleichlich interessantes Gepräge aufdrückt.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die verflossene Saison, so wäre noch manches wohlgelungene Konzert einer Erwähnung wert gewesen, so vor allem die Matinee des „Basler Männerchor“, die dieser vor seiner Wienerfahrt unter Leitung von Herrn Carl Julius Schmid und unter Mitwirkung der einheimischen Kräfte Frä. Anna Hegner (Violine) und Herrn Joseph Schlageter (Klavier) am 10. Mai gab, so auch der Klavierabend der geschätzten Basler Pianistin Frä. Mar-

guerite Alloth, vom 15. Mai. Da dem Referenten indessen aus Gründen der Raumerparnis bestimmte Grenzen gezogen sind, muß er sich Reserve auferlegen. Über zwei von der unter Hermann Suters Leitung stehenden „Basler Liedertafel“ gegebene Konzerte hätte er gern, wie früher, einige Mitteilungen gemacht, sieht sich aber dazu außerstande, da ihm keine Billets übermittelt wurden. G. H.

**Berner Theater.** Selbst an den schwülen Abenden des Juni sucht das Intime Theater literarisch Wertvolles zu bieten. So sei vor allem auf Gorkis geniale Szenen aus der Tiefe „Nachtasyl“ hingewiesen. Das Stück verlangt eine Ausstattung, der selbst die allzu beschränkten Mittel des Intimen Theaters gerecht werden können. Der stimmungsvolle Rahmen, den Direktor Fischer dem Stücke schuf, schien selbst auf die Schauspieler zu wirken; es war eine Aufführung, wie das kleine Theater am Waldrand noch selten eine herausgebracht hat, eine Aufführung, die tief ergriff in ihrer Schlichtheit und ihrem künstlerischen Ernste.

Dann wäre noch von Dumas klassischem Lustspiel „Kean oder Genie und Leidenschaft“ zu berichten, das dem Geschmacke des Publikums sehr zuzusagen schien. On revient toujours à ses premiers amours.

G. Z.

**St. Gallen.** Die Schauspielsaison 1907/08. Man macht sich Hoffnungen, um Enttäuschungen erleben zu können! Mit Schluß der Theateraison 1907/08 haben wir eine Hoffnung weniger und eine Enttäuschung mehr.

Im Herbst 1907 ist die Leitung unserer Bühne für fünf Jahre an Herrn Direktor Paul von Bongardt, der früher Opernsänger in Köln war, übergegangen. Die Erwartungen, die auf die neue Theaterdirektion gesetzt wurden, haben sich bis heute leider nicht erfüllt. Die letzte und die diesjährige Saison gleichen sich wie Blumenthal und Radelburg. Ich müßte also die früheren Klagen wiederholen („Berner Rundschau“, I. Jahrgang, Seiten 753/55 und 791/93). Heute wie damals

zwei Hauptmerkmale: Unzulänglichkeit im Schauspielpersonal, Unzulänglichkeit und Planlosigkeit im Spielrepertoire. Das eine teilweise als Folge des andern.

Von den Schauspielern waren die meisten Anfänger, die wenigsten talentiert. Ausscheidende Mitglieder wurden nicht ersetzt und so theäterte man schließlich mit einem Rudiment von einem Ensemble. Man spielte aufs Ungewisse, auf Zufall, auf gut Glück, wie in der Lotterie. Da wie dort viele Nieten und nur ausnahmsweise eine Nummer . . .

Das Schauspiel-Repertoire bewegte sich zeitweise auf einem bedenklichen Niveau. Detektiv- und Diebeskomödien, Possen und Schwänke, Birch-Pfeiffersche Rührseligkeiten stehen an erster Stelle. Von Schiller, Shakespeare, Lessing und Grillparzer gingen je zwei Werke in Szene, ebenso von Hauptmann. Außerdem wurden Goethes „Geschwister“ und Ibsens „Frau vom Meere“ gegeben. Goldoni kam mit seinem Lustspiel „Mirandolina“ zum Vort. Daneben finden wir unter den aufgeführten Autoren Anzengruber, Brachvogel, Brieux, Dreyer, Erler, Eschmann, Meyer-Förster, Ohnet, Sardou, Sudermann und andere.

Ich habe für mich die Überzeugung, daß der neue Theaterdirektor, als solcher allerdings selbst Anfänger, mit dem ehrlichen künstlerischen Bestreben (soweit von einem solchen bei einem Theaterdirektor die Rede sein darf) nach St. Gallen kam, den Spielplan möglichst literarisch zu gestalten. Diesem Bestreben haben wir auch den Versuch zu verdanken, die St. Galler mit guten Bühnennovitäten bekannt zu machen. Die Sache hatte aber einen Haken. Die Novitätenabende waren ihrer Natur nach in erster Linie für ein literaturfreundliches, gebildeteres Publikum berechnet, das an die Wiedergabe und Darstellung eines Stückes eben mehr Ansprüche stellt als der dicke Haufe, der nur des Amusements wegen ins Theater läuft. Und da der Schauspielkörper, dem jede Anziehungskraft, jeder suggestive Einfluß zum voraus abging, jenen Ansprüchen nicht

zu genügen vermochte, endeten die Novitätenabende sehr bald mit einem materiellen und künstlerischen Fiasko.

In richtiger Erkennung der Unmöglichkeit, durch zielbewusste, unverdrossene Arbeit, nach und nach ein gutes Publikum heranzuziehen und zu erziehen, fing die Theaterleitung an, mit minderwertigen Stücken eine kritiklose Zuhörerschaft zu züchten. Man spekulierte offen auf die Sensationslust und die Lüsternheit. Man empfahl den Besuch gewisser Stücke sozusagen ihrer Zoten wegen. Man kündigte ungeniert in der Tagespresse an, das und das Stück sei zwar etwas stark und nicht für Nonnen und empfindsame Ohren geschrieben, dafür aber saufidel. Der gelehrte Leser merkt etwas! Man lud mit einem Grinsen auf den Stockzähnen und mit dem Ellenbogenpuff eines witzereißenden Weinreisenden zu einem Schwank ein, in dessen erstem Akt drei Jungfrauen zu Bette gehen würden. So was muß doch gesehen sein. Also hereinspaziert, meine Herrschaften . . . ! ! ! — Bei Gott, ich bin nicht prüde, und spießig bin ich auch nicht. Aber mit derartigen Mitteln die Leute zu fördern darf kaum das Tingeltangel, geschweige denn ein ernsthaft aufgefaßt sein wollende Theater wagen.

Es wäre ungerecht, deswegen gegen die Theaterdirektion allein Vorwürfe zu erheben. Unser hochwohlwollendes Publikum ist mitschuldig an solchen Erscheinungen. Diejenigen Kreise, die berufen sind, die Kunst und Literatur zu pflegen und das Verständnis dafür zu fördern, sind in den letzten Jahren (und schon lange wohl) dem st. gallischen Theaterleben mit einem merkwürdigen Indifferentismus gegenübergestanden. Man sprach vom Theater als von etwas Überwundenem, oder nicht der Überwindung wert Seiendem. Und darum wurden von dieser Seite aus auch nie Anstrengungen gemacht, das künstlerische Niveau unserer Bühne durch moralische und materielle Unterstützung zu heben. Vor den Toren unseres Musentempels macht die vielgerühmte st. gallische Opferfreudigkeit prompt halt. Die

Subventionen der Stadt und öffentlichen Korporationen sind zu groß zum Sterben und zu klein zum Leben. Sie sollten unbedingt erhöht oder durch private Zuschüsse vermehrt werden können; dann aber dürften sie in Zukunft ausdrücklich und ausschließlich nur noch Verwendung finden für eine höhere Dotierung des Gagenetats, um so die Heranziehung einiger wirklich guter Kräfte zu ermöglichen und zu garantieren. Bevor wir in St. Gallen nicht hier den Hebel ansetzen, ist an eine Gesundung unserer mißlichen Theaterverhältnisse gar nicht zu denken.

Am sichersten kämen wir zu einer künstlerischen Hebung durch Betrieb der Bühne in Regie. Eine von der „Hamburger Woche“ bei zahlreichen Stadtbehörden veranstaltete Rundfrage hat ein glänzendes Resultat zugunsten des Regiebetriebes der Stadttheater ergeben. Man soll in St. Gallen einen Fonds zu diesem Zwecke gründen.

Klagen, die gegen den Verwaltungsrat des Stadttheaters schon früher erhoben wurden, sind im vergangenen Winter lauter geworden. Man vermißt eine energische Hand, ein rasches Urtheil, ein sicheres Eingreifen bei vorkommenden Mißständen in personeller, literarischer, künstlerischer Hinsicht. Schön gemalte Kulissen, neue Requisiten, bunte Kostüme — also farbenprächtige Bühnenbilder, wie der Provinzkritiker sagt — werden doch nicht etwa die Urtheilskraft trüben?!

Es fehlt in St. Gallen am System des Bühnenbetriebes. Es fehlt bei der Direktion. Es fehlt beim Verwaltungsrat. Es fehlt beim Publikum. Es fehlt auch an der Kritik.

Es fehlt überall. Remedur kann daher nur von Grund aus geschaffen werden.

Die maßgebenden Kreise sollten sich einmal auftraffen, sich zusammentun, um die chronische Theatermisere ernstlich zu besprechen und Mittel und Wege zu suchen, wie ihr am besten begegnet wird. Neutrale Personen müssen die Ärzte sein. Zu der Theaterdirektion und zum Verwaltungsrat ist das unbedingte Vertrauen,



daß die notwendige Voraussetzung für einen Heilprozeß ist, nicht mehr oder nur noch ungenügend da.

Carl Brüscheiler.

**Genf.** Malende und gemalte Frauen. Zwei Ausstellungen, in deren einer die Frauen als Modelle erscheinen, in deren anderer sie selbst als ausübende Künstler vor uns treten, sind eben geschlossen worden. Die Veranstaltungen, die sich glücklich ergänzten, waren des Besuches wert.

Malende Frauen sind freilich keine Neuerscheinung; nur die Masse fängt an, für unser Zeitalter charakteristisch zu werden. Denken wir etwa im 18. Jahrhundert, um nicht noch weiter zurückzugehen, an Angelika Kaufmann, an die Vigée-Lebrun, an Rosalba Carriera, so haben wir schon einen Höhepunkt und eine Vergleichsformel. Es sind wenige; man könnte sie an den Fingern beider Hände abzählen; allein sie wußten, was sie wollten und wollten, was sie wußten. Und heute! Darüber weiter unten.

Im Salon Thellusson, dem genferischen „Cassirer“ hat eine kundige Hand eine hübsche Anzahl von Frauenporträts zusammengestellt. Aus drei Jahrhunderten, alle von Männern gemalt. Die Frau früherer Zeiten zog es vor zu „sitzen“, statt selber Hand ans Werk zu legen. In diesem, ihrem bevorzugten Fach ist sie freilich auch eine Künstlerin. Wie wußte sie sich zu setzen, im weiten Faltenwurf einer morgendlichen Toilette oder in der stark bedrängten Taille einer festlichen Robe! Sie verstand den Künstler zu beeinflussen, ohne seine Eigenart zu stören. Ihr war diese bedeutende Eigenschaft zu eigen und ist es wohl heute noch. Wer könnte es leugnen, der auch nur die kleine Galerie durchmißt, von der ich hier schreibe. Kann es etwas Reizvolleres geben als eine solche Auslese schöner Frauen im Bilde aus langen Zeiten! Ob gepuderte Haare herrschen und flache Stirnbinden aus der Zeit der Restauration, oder Chignons, wie sie das zweite Kaiserreich liebte, seien

es hohe Kranzfiguren aus den Jahren 1880, oder ist es die Vielgestaltigkeit der modernen Haartracht, immer leuchten darunter kluge und liebe Augen, deren Macht man sich schwer entziehen kann.

Die Malenden! Die schweizerische Vereinigung von malenden und bildhauenden Frauen hat eine reich beschiedene Ausstellung von Werken ihrer Mitglieder im Bâtiment électoral veranstaltet. Unter vielen Schwachheiten hingen gute Sachen. Die letztern sind Werke von Künstlerinnen, denen wir überall mit Freude begegnen, und die es eigentlich nicht nötig hätten, unter allzu dilettantischen Vertreterinnen ihres Geschlechtes an der gleichen weißen Leinendecke zu hängen. Ich denke in gutem Sinne an Hannah Egger, Thérèse Franzoni, Anna Haller, Frieda Liermann, Aimée Rapin, Amanda Tröndle-Engel, Louise Weibel (ich nenne unvollständig einige der Ausstellenden). Bekannte Künstlerinnen wie Vierow, Breslau, Röderstein sind nicht vertreten. Von den dilettierenden Waldblümchen, die den Wald schmücken, wage ich freilich mit Namen niemandem wehe zu tun. Odisja.

Im allgemeinen vermisse ich besonders eines. Die charakteristische Weiblichkeit fehlt. Entweder hat man es mit fader Salonmalerei höherer Töchter zu tun, oder mit Werken von zu starkem männlichem Einschlag. Selbst die echten Künstlerinnen beten zu häufig im Kunstbrevier der Männer. Sie unterordnen sich der Malweise des Meisters von der Akademie her oder eines Malers, zu dem sie sonst in ein näheres künstlerisches Verhältnis traten. Und doch wäre es vonnöten, wenn uns die reichen Eigenschaften, die nur einer Frauenseele zukommen, auch in ihrer Kunst geschenkt würden.

Daß unter unsern schweizerischen Malerinnen Talente und große Talente sind, die mit tiefem künstlerischem Ernst bedeutende Werke schaffen, bestreiten wir niemals. Diese Tatsache gibt uns aber auch ein gewisses Recht, diese prinzipiellen Bemerkungen zum Ausdruck zu bringen.

r. i. h.